

Dritte Abtheilung.

1850.

reflexions- und dreh- bewegungen, die die
an ihnen wirkenden kräfte hervorzubringen vermögen
sind, und die in der that auch wirklich
erfolgen, wenn die kräfte nicht durch
andere kräfte gehindert werden.

Dritte Abtheilung.

1800

I.

Wenige Tage nach meiner neuen Rückkehr in Paris, im Mai 1850, zu einer Zeit, wo sich in seinem Gesundheitszustand wieder einmal eine Besserung einzustellen schien, gab Heine ein Diner. Im Zimmer, das den stolzen Namen Salon führte, war der runde Tisch auf's Prachtigste gedeckt; auf dem Büffet erblickte das verwunderte Auge einen ganz unverhältnißmäßigen Luxus von Tellern, Gläsern und Flaschen.

Die Gäste, die Heine erwartete, sind solche, die wir bereits kennen, aber sie haben sich im Lauf der Zeit einigermaßen verändert. Die Klingel hat geschellt und sie stellen sich ein. Frau

Heine's Freundin, Madame A...., tritt in einer reizenden Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des Kranken, daß er sie küsse. Es ist ein Pärchen, Boulon und Boulette werden sie scherzweise genannt. Alice, das schöne schwarzlockige Kind, zählt schon fünf Jahre, ein lieblicheres Geschöpf ist nicht zu finden. Ihr Geist ist für ihr Alter, man möchte sagen, dämonisch entwickelt. Heine, das wissen wir bereits, ist ihr Pathe.

Madame A... ist aus einer Bürgersfrau von Paris inzwischen eine Welt dame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch Schnittwaarenhändler, ist durch glückliche Börsenspeculationen in den Stand gesetzt worden, das Hippodrome, den großen Circus am Eingang des Boulogner Wäldchens zu kaufen und macht mit ihm die glänzendsten Geschäfte. Er hat den unleugbaren Instinkt, wie man es anfangen muß, das Publicum zu beschäftigen und es steht ihm aller Wahrscheinlich-

feit nach bevor, Millionär zu werden. „Sie kommen spät, sieben Uhr ist vorüber, das Essen droht zu verderben,“ sagt Heine. „Wo bleibt Ihr Mann, warum ist er nicht mitgekommen?“

„Er hatte noch Geschäfte, muß aber gleich erscheinen.“

„Gleich! er läßt immer warten, wenn man ihn einladet; das ist unerträglich.“

„Que voulez vous!“ seufzt Elise, „ich kann ihn nicht ändern.“

Schon fängt Heine an, ernstlich unwillig zu werden. Da rollt ein Cabriolett in die Hausflur. „Er ist's,“ sagt die junge Frau, und der Barnum des Hippodrome, den langhaarigen Filzhut auf dem Kopf behaltend, tritt ins Zimmer.

Herr A... ist eine jener Gestalten, die man vorzüglich in den Foyers der großen Oper und auf dem Turf der Wettrennplätze begegnet; ein schöner Dandy von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit bleichem, südlichem Gesichtsausdruck

und pechschwarzem Haar und Barte. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren sind brüsk, und wie wir sehen werden, von einer unangenehmen Familiarität. Er spielt mit einem kleinen Stöckchen, das einen schönen eiförmigen Knopf von Gold hat, und ahnt eigentlich ebensowenig wie dieses Stöckchen, wer der Mensch ist, bei dem er zu Besuche ist.

„Wie geht's Ihnen, Heine?“ fragt er, „wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus, als ein Todter. Mein Lebtag habe ich keinen Menschen gesehen, dem das Sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen. Mir geht's gut. Das Hippodrome macht unglaubliche Geschäfte.“

Um Heine's Mund spielt ein ingrimmiges Lächeln. Solch einen Menschen muß man ertragen, weil er der Mann seiner Frau ist. Doch noch Eins! Der Dandy klopft fortwährend mit seinem Stöckchen auf der Bettdecke des Kranken

herum. Was weiß auch so ein Gesunder davon, was Nerven sind!

Der Dandy bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, welchen er erregt. „Ja, das Hippodrome,“ fährt er fort, „macht unglaubliche Geschäfte! An jedem Tag, an dem schönes Wetter ist, streichen wir mindestens zehn Tausend Franken ein. Nicht wahr, das läßt sich hören, lieber Heine? Ich will es meinen! Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichsten Sachen zu Tage, je me fais poëte, ich verwirkliche Tausend und eine Nacht, ich speise, so zu sagen, die Pariser mit Wundern!“

„Sie haben doch gehört,“ fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beänstigender an der Bettdecke des Kranken herum — „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aëronauten, der alle früheren Luftschiffer, alle Greens and Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will sagen, aus der Luft geschlagen

hat, zu Pferde mit seinem Luftballon in die Höhe steigt? Nun! nächste Woche soll er auf einem Esel sitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies: Ascente à la Sancho Pansa! — Sancho Pansa — müssen Sie wissen — ist eine Figur aus einem spanischen Romane. Eine köstliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabylen durch französische Spahis? Auch diese Farce ist von meiner höchsteigenen Erfindung, und ohne Renommage — ganz köstlich! Die Spahis sind Knaben, die auf kleinen Corsikanerpferden sitzen, die Kabylen, auf eben solchen Pferden, sind Affen. Jeder Affe ist wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnuß an, und eine Flinte zur Seite. — Sie sollten sehen, lieber Heine, wie die weiße Kapuze zu den braunen Affengesichtern steht! Die Spahis verfolgen die Kabylen; sie erreichen sie, und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen schreien, die kleinen Corsikanerpferde greifen aus, — es ist die komischste

Jagd, die Sie sehen können. Nun, das ist etwas für die Kinder und Grisetten. Für die Männer giebt es wieder andere Schauspiele! Da ist der Char du printemps — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle schwebend in den verschiedensten und verwegensten Stellungen, in fleischfarbnen Trifots, nur auf das Oberflächlichste in Gaze drappirt, — luftschwebende Bajaderen, die Beine nach oben gestreckt und nach allen Seiten hin! wirkliche Houris! es ist kaum zu glauben! Houris nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohamedanern die Mädchen des Paradieses! Ha, was für Nymphen habe ich für's Hippodrome erworben! Die schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, Heine, daß Sie krank sind! C'est la, mon vieux, que vous auriez fait vos farces!“

Der Dandy glaubt durch diese Erzählungen Heine'n sehr gut zu unterhalten. Er ist kein

Menschenkenner. Der Kranke hat sich während der langen Auseinandersetzung der Bergnügungen des Hippodrome unwillig auf seinem Bette herumgeworfen und Laute von sich gegeben, die Herr A... für Ausrufe der Unerkennung und Bewunderung hält, die jedoch nichts Anderes sind, als deutsche Schimpfwörter und Flüche. Bei dem letzten Sage des Dandy's, der mittlerweile sogar seinen Fuß auf den Rand des Bettes setzen wollte, richtet er sich auf, sieht mich an, und sagt auf deutsch: „So ein durchwegs gesunder Mensch ist auch ein halbes Thier!“

Aber Herr A... ist noch nicht fertig. „All dies Zeug,“ sagt er, „gibt viel zu thun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nöthig ist. Jeden Tag fünf Tausend, vielleicht auch fünfzehn Tausend Franken einzunehmen, ist freilich eine schöne Sache, aber man muß nichts, auch das Beste nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrome

verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch funfzigtausend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück, um auszuruhen. O glauben Sie mir, lieber Freund, man zerbricht sich den Kopf genug bei meinem Geschäfte und man ist oft recht müde! Man muß die unglaublichsten, die pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mensch von Geschmack und Phantasie ist einer solchen Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und Allem, was dazu gehört, gewesen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrome einbüßen müssen. Ja, man muß sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das ist nicht so bei mir. Eine mißlungene Erfindung kann mich halb ruiniren.“

„Sehen Sie,“ fährt er fort, indem er sich

endlich niedersezt, „eben jetzt trage ich in meinem Kopfe — hier — —“, Herr A... zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den „edlen Thron des Verstandes“ — „eine Idee, bei der ich vierzigtausend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikulirt sehr deutlich): Ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches. Auf einer prächtigen Estrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert ist, — die Chinesen, müssen Sie wissen, glauben noch an Götzen — sitzen die Mandarine im Kreise herum. Die Mandarine sind so zu sagen die Pairs, die Senatoren, die Aristokraten des Landes — — —“

Der Director ist erst im Anfang seiner Erzählung begriffen, aber Heine, dessen Ungeduld sich bis zur stillen Wuth gesteigert hat, richtet sich ungewöhnlich rasch auf, blickt mich an, und sagt

auf deutsch, mit einer Stimme, in welcher sich Behmuth und Ingrimms mischen: „Hören Sie dieses Thier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarinen sind — es verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt!“

Und mit einem komischen „Du lieber Himmel!“ stürzt er wieder auf's Kissen. „Das Weitere nach dem Essen, lieber A...“, sagt er. „Der Braten wird nicht zu essen sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking erklären wollen.“

II.

Das leckerste Mahl ist vorbei, das ein deutscher Poet je seinen Bekannten gegeben, ein Mahl, prächtvoll, als wenn der Poet dazu Apollo und die neun Musen hätte einladen wollen — Seine war von jeher ein Gastronom — und wieder sitzen wir, die Tassen schwarzen Caffee's schlürfend, in andern Zimmer um das Bett des Kranken.

Auch dieser hat vom goldenen Sauterne genippt und da seine Schmerzen eben auch nachgelassen haben, ist er heiter und gesprächig. Seltenere Geist! Raum auf wenige Augenblicke von seinen Qualen befreit, findet er all seine ehemalige Schwungkraft wieder und erzählt Geschichten

aus früheren Tagen mit einer Wärme und Lebendigkeit, die bezaubert. Seltsam — man meint einer jener phantastischen, unbeschreiblichen Ballnächte beizuwohnen, die unter dem freien Himmel von Paris ihr unendliches Leben entfalten. Da rauscht es von Musik und Tanz, da wogen die lieblichsten und grotesksten Gestalten! Hier giebt es verschwiegene Lauben für Seufzer und Thränen, dort wieder beleuchtete Plätze voll grellen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf und fliegt in Millionen Sternlein auseinander, eine unendliche Verschwendung von Bly, Feuer, Poesie und Leidenschaft entzündet sich und läßt die Welt bald in diesem, bald wieder in jenem Lichte erscheinen, bis endlich wieder die klaren silbernen Sterne hervorleuchten und das Gemüth mit dem Bewußtsein von des Lebens Schönheit erfüllen.

Da plötzlich, trotz der etwas vorgerückten Stunde, klopft es an die Thüre, und da von

allen Mitgliedern der Gesellschaft ein übermüthig lautes „Herein“ erschallt, tritt eine Gestalt ins Zimmer, die sich gleich als eine nicht französische zu erkennen giebt. —

Es ist ein Mann in den vierziger Jahren. Sein Gesicht ist bis an die Wangenknochen hinauf in einen dichten, pechschwarzen Bart vermunnt, dafür ist das Kopfhaar kurz abgeschnitten und zieht sich, wie eine schwarzwollene Nachtmütze über den breiten, für die Gestalt viel zu großen Schädel. Man stußt, man glaubt einen jener Männer vor sich zu haben, die auf den Pariser Maskenbällen als ours, als „Bär“ figuriren, und der Eindruck, den dies macht, wäre beinahe ein schreckhafter, wenn die kleinen Augen nicht gar so gutmüthig und possirlich unter den buschigen Augenbrauen hervorblickten. Zu dem seltsamen Antlitz stimmt die ganze Kleidung. Der viereckige Leib steckt in einem dunkelbraunen, ziemlich abgeschabten Paletot, die kurzen Beine

stecken in schwarzer Hülle. Dabei ist es, als ob der Mensch gewohnt gewesen sei, auf allen Vieren zu laufen, und erst später gelernt habe, sich auf den Hinterbeinen zu bewegen.

Auch auf Heine hat das Eintreten des Fremden einen erheiternden Eindruck gemacht, der sich durch ein gehäbiges Schmunzeln kund thut und den Menschen aufführend, sagt er nun mit großem Ernst und würdigem Anstand: „Monsieur Fajwisch (Phöbus), der Verfasser der indischen Schwalbennester, Deutschlands größter Dichter.“

Der Fremde nimmt diese Bezeichnung ruhig an, und lächelt milde vor sich hin. Dann nach einer Pause sagt er gutmüthig in frankfurtisch-jüdischem Dialekte: „O ich bitte, wir haben auch noch den Heinrich Heine!“

Ich will mich an die Damen um Auskunft wenden, doch diese haben den größten Dichter Deutschlands schon längst in ihre Mitte genommen. „Aha, Monsieur Fajwisch, wie geht's? Sie

kommen spät? Wie kommt das? Haben Sie schon gespeist? Ja? Nun! ein Glas Wein, ein Bisquit? Hier nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns etwas von der schönen Dame Ihrer Gedanken!“

„Von der Dame meiner Gedanken?“ wiederholt der Fremde, indem er vor einem Glase Wein Platz nimmt.

„Ja.“

Faiwisch beschränkt sich auf ein trübfinniges „Ach!“

„Erzählen Sie,“ dringen Alle in ihn.

„Von der Dame meiner Gedanken!“ ruft Faiwisch noch einmal. „Ach, meine Freunde und Gönner, ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich wegen dieses holdseligen Wesens manche schlaflose Nacht habe, und ihretwegen mir manches Gedicht und mancher Artikel für die Zeitung nicht so geräth, wie ich es gern haben möchte. Einmal nur habe ich diese Lieblichste und Geistreichste

ihres Geschlechtes gesehen und doch kann ich sie nicht vergessen. Sie ist das einzige weibliche Wesen, das mich ganz versteht. Aber was will sie sagen mit den Wächtern, die stets um sie sind und sie so selten nur hervorlassen? Sollte man glauben, daß hier in Paris die strenge Gut mancher Burgfräulein des Mittelalters noch existire?“

„Sie ist noch jung?“ fragt Frau Elise.

„Ja gewiß, dreißig Jahre höchstens.“

„Schön?“

„Recht hübsch. Röthliches Haar! das liebe ich, und einen beinahe olivenfarbenen Teint! das liebe ich auch.“

„Und spricht von Wächtern, die sie hüten?“ fragt Heine.

„Von Wächtern und Mauern.“

„Das ist außerordentlich romantisch! Erzählen Sie uns doch endlich, wo Sie mit dieser Dulcinea bekannt geworden sind.“

„Bei einem Manne, der mit Wollwaaren handelt, Monsieur Jacquard, Rue St. Jacques, 16.“

„Wie kamen Sie zu diesem?“ fragt Elise.

„Die Geschichte ist kurz“, erwiedert Jaiwisch. „Neulich, als meine Portiersfrau beim Aufräumen mein Fenster zerschlägt, und ich mich in's Bett lege, ohne es bemerkt zu haben, erwache ich mit einem Rheumatismus. Die Folge ist, daß ich das Bedürfniß fühle, mir ein flanelleues Wamms zu kaufen. Ich suche in der Nähe meiner Wohnung ein Gewölbe auf, wo dergleichen Artikel vor dem Fenster hängen, und treffe, da ich eintrete, eine gutmüthige, gesprächige Pariser Kleinbürgerin, die eben mit erhitztem Gesichte aus ihrer Küche hervortritt und mir eine Auswahl dessen, was ich suche, vorlegt. Ich wähle mir ein Wamms, nicht eben eines von erster Qualität, aber eines von den wärmsten und dauerhaftesten. Wir wollen eben handeleins werden, da tritt mit bestürzter Miene der Gatte ein

und flüstert seiner Frau etwas in's Ohr. Diese stutzt, sieht auf die Uhr, sagt, „es ist zu spät,“ dann wendet sie sich zu mir, der eben sein Geld hingelegt hatte.

„Mein Herr,“ sagt sie, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Würden Sie wohl heute mit uns zu Tische essen wollen? Wir feiern den Namenstag meines Mannes.“

„Von der Frau eines Wollwaarenhändlers, sonderbar!“ wirft Frau Elise ein.

„Ich gestehe, daß mich diese Einladung einen Augenblick lang frappirte,“ erwiedert Jaiwisch. „Wie ich später erfuhr, verdanke ich sie dem Umstand, daß der Mann, der sehr abergläubisch ist, als er sich mit seinen Gästen zu Tisch setzen wollte, zu seinem Schrecken gewahr wurde, daß ihrer dreizehn waren. Ich aber, in der Ueberzeugung, daß diese guten Leute in mir nach Kräften die deutsche Literatur ehren wollen, erwiedere,

daß diese Einladung mir ein schöner Beweis der Anerkennung sei, die Frankreich den nachbarlichen Dichtern zollt, ein lebendiges Zeichen der sich immer mehr befestigenden Verbindung Deutschlands und Frankreichs."

„So komme ich an den Tisch eines Pariser Fabrikanten von Flanelljacken, den ich vorher noch nie gesehen. Da ich den engen Gesichtskreis dieser Leute kenne, bestrebe ich mich, die ganze Mahlzeit hindurch so populär zu sein, als dies einem tieferen Geist möglich ist. Ich gebe mich als den Dichter der indischen Schwalbennester zu erkennen und überseze, da sie den Gästen noch nicht bekannt sind, mehrere Gedichte aus dieser Sammlung, so gut sich dies in französischer Prosa thun läßt. Erst gegen das Ende des Mahles, da mich der Wein erhitzt hat, lasse ich mehr meinen Genius walten, und beschäftige mich angelegentlicher mit meiner Nachbarin, die ich früher weniger beachtet hatte. Wunderbare Entdeckung! Diese

Nachbarin ersetzt, was ihr etwa an Jugend und Schönheit abgehen mag, tausendfach durch die Reize des Geistes! Ich glaube zu träumen und bin wach! Zum ersten Male fühle ich mich von einem weiblichen Wesen verstanden, und da ich mich vom Tische erhebe, hat mein Herz auch für alle Zeit gewählt. Es hat gefunden, was es lange gesucht.“

„Aber eben so rasch und gewaltig muß der Eindruck gewesen sein, den ich auf die Dame gemacht habe. Als die Gesellschaft aufbricht, zieht sie mich mit leiser Hand in eine Ecke des Zimmers, sieht mich mit durchdringenden Augen an und spricht: „Monsieur, ich glaube, wir sind unter demselben Stern geboren. Daß wir uns anders als durch einen Schicksalschluß hier begegnen, glaube ich nimmer. Ich werde in den kommenden Tagen viel an Sie denken, denken Sie auch an mich. Wächter, denen alle Plagen der Erde zu Gebote stehen, halten

mich gefangen, aber von heute in vier Wochen hoffe ich, wieder hier zu sein. Werden ich Sie finden?“

Ich schwöre es!

„Versprechen Sie mir noch, bis dahin nicht nach mir zu fragen, und sich nicht zu erkundigen, wer meine Wächter sind!“

Ich schwöre es!

„So leben Sie wohl!“

Und wir scheiden.

„Eine sonderbare Geschichte!“ meinte Frau Elise. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie nicht geträumt haben?“ —

„Vollkommen gewiß.“

„Man erlebt doch in Paris kuriose Dinge. Und Sie haben seitdem nichts von Ihrer Dame erfahren?“

„Ich war durch mein Versprechen gebunden,

mich nicht zu erkundigen, und habe dies nicht gethan," erwiedert Herr Fajwisch. „Glücklicher Weise sind bereits zwei Wochen, die Hälfte meiner Wartezeit um.“

„Da hat Heine wieder einmal eine wunderliche Figur aufgefunden, eine Figur, die werth wäre, neben Gumpesino Platz zu nehmen!“ dachte ich, als ich meinen Hut suchte, um mich zu entfernen. Und so war es. Ich hatte eine jener verkörperten Charginen gesehn, die Heine von jeher in seinen Troß hineinzuziehen liebte. Rabbi Fajwisch interessirte ihn schon lange, indem er sich ohne Aufhören in die possierlichsten Abenteuer verwickelte, ohne jemals den Humor seiner Lage gewahr zu werden. Heine pflegte von ihm zu sagen: „dieser Mensch ist eigentlich wahnsinnig, aber man muß auch gestehn, daß er lichte Momente hat, wo er bloß dumm ist.“ Er ist derselbe, den Heine im Auge hatte, als er einen seiner Besucher mit den Worten anredete:

„Mein Kopf ist heute ganz wüst und Sie werden mich recht dumm finden. Ein Freund war bei mir und da haben wir so unsere Gedanken ausgetauscht.“

III.

Täglich, um die Zeit herum, die der französischen Tischzeit vorhergeht — zwischen fünf und sechs Uhr, wenn der Garten der Tuilleries von Spaziergängern wimmelt, saß in der Nähe der hölzernen Zeitungsbude ein Mensch, die beiden Füße auf die beiden Sprossen, die Ellenbogen auf die Lehne eines leeren, vor ihm stehenden Sessels gestemmt, und blickte stundenlang mit heiteren Augen gutmüthig schmunzelnd das bunte Menschengeschlecht an, das vor ihm auf- und abwogte. Das war Fajwisch, von Heine der „Schwalbenvater“ genannt, den manche seiner Landsleute für verrückt hielten, weil er in der Ueberzeu-

gung lebte, Deutschlands größter lebender Dichter zu sein.

War der Schwalbenvater wirklich verrückt? Wenn er mir seine täglich fortlaufenden Betrachtungen über Vorsehung und Menschenchicksal darlegte, ehe er sie unter Couvert brachte, und an seine Zeitung abschickte, war er wohl ziemlich barock, aber nicht eben verrückt. Nur die Art, in der er von sich sprach und Alles auf sich bezog, mußte Bedenken erregen. Ueberall hörte er sein Lob, überall sah er die Leute still stehen, auf ihn deuten, und hörte sie, von Begeisterung für seine Werke hingerissen, von ihm erzählen. Die Verwunderung, die sein dicker Oberrock, den er bei brennender Sonnenhitze trug, oder sein zerbrochener Chapeau-Gibus erregte, der mit seiner oberen Hälfte so seltsam von einer Seite zur andern schwankte, als ob er auf Zitternadeln ruhe, oder ein eigenes Leben habe, nahm er für staunende Neugier, für staunende Huldigung der Menge.

Darüber, daß er im fernen Deutschland, welches er vor acht oder zehn Jahren verlassen hatte, nur neben Göthe und Uhland genannt werde, hatte er keinen Zweifel, ebenso darüber nicht, daß seine Gedichte in jedem anständigen Hause vorrätzig seien. Wenn dessenungeachtet nichts darüber verlautete, daß der Verleger eine neue Auflage seiner Gedichtsammlung, der „indischen Schwalbennester“ zu machen beabsichtige, so lag die Ursache davon einzig in der sündhaften Natur der Verleger, die in Deutschland ungefähr so organisiert sind, wie die Banditen in Spanien, in Leipzig eine wahre Sierra Morena haben, und bekanntlich mindestens zehntausend, oft aber auch zwanzigtausend Exemplare zu drucken pflegen, wenn sie sich contractlich zu der Auflage der üblichen Siebenhundert und funfzig verpflichtet haben. Glücklicher Jaiwisch! Selbst die Spottreden und Lazzis, die von Fremden oder Halbbekannten auf ihn geschleudert wurden, verwandelte ein guter

Schutzgeist, der ihn nie verließ, dacht vor seinen Ohren in eben so viele Schmeichelseien. „Il m'en-bête“ hatte einmal die großäugige Elise von ihm gesagt, und er verstand: sie „bete“ ihn an! So war es einmal, so war es hundertmal und so für Alles, was kommen konnte, gewappnet, durfte er nicht wie andere mittelmäßige Poeten, die das Bewußtsein ihrer Unfähigkeit haben, unglücklich, bössartig, und zuletzt sogar schlecht werden, er konnte gut und harmlos bleiben, wie ihn die Mutter Natur geschaffen. Ja! diese freundliche Mutter hatte ihm einen Zauber mitgegeben, der ihn nie unglücklich werden ließ. Wenn er wieder ein neues Gedicht geschrieben hatte — manchmal gelang ihm sogar etwas recht Hübsches — so stieg er stolz aus seiner Kammer herab, trug den Kopf hoch in der Höhe, und wenn er dem Bankier der Belle-Etage begegnete, grüßte er ihn mit milder, schonender Herablassung, denn er fühlte sich unendlich reicher, als

jener. Es giebt ja Gedanken, die Einem ordentlich den Kopf in den Nacken werfen, und von solchen Gedanken war Rabbi Jaiwisch stets erfüllt.

So stieg er auch ohne Erbitterung die fünf Treppen zu einem armseligen Dachstübchen hinauf, und trug im Hochsommer geduldig die Last des winterlichen Rockes, des einzigen, den er besaß. Ein solcher Tüffelrock ist wohl bei neun und zwanzig Grad Hitze recht lästig. Aber kann z. B. ein Eisbär im Sommer seinen Pelz ablegen? Nein, selbst dann nicht, wenn er nach Afrika käme! Warum sollte nun ein Mensch darüber klagen, der sich in ähnlicher Lage befindet? Ebenso verdarben die zweideutigsten Speisen, die ihm sein Charcutier in der Rue de la Harpe vorsetzte, wohl manchmal seinen Magen, aber nie seinen Humor, denn wie viel andere deutsche Poeten, welche jetzt in der Walhalla aufgestellt sind, oder im Saffianeinband in den Buchschränken der Kronprinzen prangen, haben auch

in schlechten Kosthäusern zu Tisch gegessen, im Falle sie überhaupt etwas zu essen hatten? Und jener Troubadour, dem man gar das Herz seiner Geliebten gebraten vorsetzte, hatte der nicht noch schlechtere Kost?

Nur ein Schmerz hatte bisher den Schwalbenvater geplagt. Er hatte noch immer nicht das Weib gefunden, das seine Poesien gefaßt und verstanden hätte! Und sein Herz sehnte sich nach Liebe und Verständniß! Wie vielen Hofrathstöchtern in Deutschland hatte er nicht schon seine „indischen Schwalbennester“ vorgelesen; wie vielen schönen und gebildeten Jüdinnen von Frankfurt nicht schon einen zierlichen Vers in's Album geschrieben? Sie hatten ihn alle nicht verstanden. Und nun hatte er in's Land der leichtsinnigen Franken auswandern müssen; seine Sehnsucht nach Verständniß und Ehglück ward immer heftiger und er ward — alt.

Die neue Liebe kam ihm eben im rechten Augenblicke.

„Sehen Sie,“ sagte er eines Tages zu mir, als er von seinem gewöhnlichen Plage aufstand und die zwei Sous für den gemietheten Sessel der Frau einhändigte, „sehen Sie,“ sagte er, indem wir in den Alleen des Tuilleriesgartens auf und ab gingen und die Sonne mild gedämpft durch das Dach der Kastanienbaumkronen schien, die Springbrunnen rauschten, die weißen Marmorstatuen verführerisch herüberglänzten und auf den Rasenplätzen fernab die Schaar der Kinder lärnte — „dies Alles sehe ich jetzt mit veränderten Blicken an. Ich kenne ein Wesen, das mich versteht! Welch ein hoher Geist! Welch ein Verstand! Das einzige Weib, das mich je verstanden!“

Und dann sprach er davon, daß vielleicht im Herbst schon die Hochzeit stattfinden könne.

„Vor der Hand wünsche ich Ihnen nur,“

erwiederte ich, „daß die Wächter Ihrer Dame nichts dawider haben.“

„Ach ja, die Wächter!“ seufzte er, „das ist in der That eine räthselhafte Geschichte!“ Und sinnend entfernte er sich, indeß sein zerbrochener Chapeau-Gibus seltsamer als je auf seinem Kopfe hin und her zitterte.

IV.

Der geneigte Leser wird nun, wofern er sich irgendwie für die Gestalt des Rabbi Zaiwisch interessirt hat, erfahren wollen, welche Bewandniß es denn eigentlich mit der Schönen der Rue St. Jaques, dem einzigen weiblichen Wesen, das ihn je verstanden und ihren Wächtern hatte. Ich beeile mich, ihn aus dieser Ungewißheit zu erlösen.

Es kam der Tag heran, wo der Verabredung gemäß der Rabbi die Dame seines Herzens wiedersehen sollte, und zwar an dem Orte, wo er sie zuerst gefunden. Auf's Beste geschmückt begibt er sich zu Monsieur Jaquard und findet

genau die Gesellschaft wieder, in die er vor vier Wochen zum erstenmale trat. Nur eine Person fehlte, es ist die Ersehnte. Fajwisch sitzt auf Nadeln. Wohl denkt er anfangs: Sie bleibt so lange bei ihrer Toilette, weil sie weiß, daß sie mich hier treffen soll; als aber Stunde um Stunde vergeht und Fajwisch sieht, daß er heute schon auf sein Glück verzichten muß, ist er überzeugt, daß die geheimnißvollen Wächter seine Geliebte zurückgehalten haben.

Er wendet sich an den Hausherrn.

„Sie hatten neulich,“ sagt er, der ganzen Gesellschaft vernehmlich, „eine Dame von entzückendem Geiste in diesem Kreise. Ich bedauere, daß sie heute fehlt.“

„Ich wüßte nicht“ — sagt der Kaufmann.

„Sie saß neben mir,“ sagt Fajwisch, „und die Augenblicke, in denen ich mich mit ihr unterhielt, gehören zu den glücklichsten meines Lebens.“

Leider sehe ich ein gewisses Geheimniß um sie verbreitet und selbst ihre heutige Abwesenheit —“

Ein seltsames Lächeln überfliegt die Lippen der Hausfrau. „Die Dame, von der Sie reden,“ sagt sie, „erhält nur selten die Erlaubniß, in der Welt zu erscheinen.“

„Ist es möglich?“ ruft Jaiwisch. „Aber leben wir denn in der Türkei? Ja, ja, die Dame sprach von Wächtern, die sie nicht fortlaffen und denen alle Plagen der Welt zu Gebote ständen — was konnte sie damit sagen wollen?“

„Sollten Sie es nicht längst errathen haben?“ fragt die Hausfrau, indem sie nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückt. „Die Dame lebt in Cha-
renton. Es ist unsere wahnsinnige Tante, die ein- oder zweimal des Jahres die Erlaubniß erhält, uns zu besuchen.“

„Sie war das einzige Wesen, das mich je verstanden!“ rief der Schwalbenvater und sank in seinen Sessel zurück.

V.

Seines Tages fand ich Heine in bester Laune, höchlich ergötzt von einem Buche, das auf seinem Bette lag und in dem er eben gelesen hatte. Dies Buch war eins, das in der Regel eben für kein ergötzliches und erheiterndes angesehen wird, nämlich kein anderes als der Tacitus. „Kennen Sie,“ fragte er mich, noch immer lachend, „kennen Sie denn die seltsame Geschichte, die dieser finstere Römer von der Entstehung des jüdischen Volks gibt? Nie, nie ist mir doch ein böshafteres Pasquill vorgekommen! Denken Sie nur, dieser Mensch bringt dem jüdischen Volke, das er übrigens *genus hominum absurdum atque sordi-*

dum nennt, auf, daß sie von Ausfägigen herkommen und in ihrem Tempel einen Esel göttlich verehren.“

„Vielleicht eine Verwechslung mit dem goldenen Kalbe, am Horeb gegossen, von dem er die Sage gehört haben mochte.“

„Vielleicht,“ erwiderte Heine. „Doch hier steht deutlich: Sie verehren den Esel. Das pfiffigste Volk der Erde, ist Ihnen schon je so etwas vorgekommen?“

„Ich habe,“ erwiderte ich, „dergleichen noch nirgendwo gelesen; im Leben jedoch ist es mir schon als sporadischer Fall vorgekommen. In meiner Vaterstadt kenne ich eine schöne Jüdin, die einen Esel anbetet. Freilich ist sie mit ihm verheirathet. Insofern dieser Esel unermesslich reich ist, kann man ihn auch einen goldnen nennen. Alle Versuche der männlichen Welt, diesen Esel in einen gehörnten Esel, wie er auf Ceylon vorkommen soll, zu verwandeln, sind gescheitert.“

Das ist der einzige Fall von der Anbetung eines Esels, den ich kenne. Beim jüdischen Volke fand ich immer, daß es wenig Esel besitzt und diese verachtet.“

„Das ist in der That wahr,“ rief Heine, „aber hören Sie doch, was uns dieser ernste Chronist vom Ursprung und von den Religionsgebräuchen der Hebräer erzählt. Es ist gar zu possierlich und wäre mir früher etwas davon zu Ohren gekommen, ich hätte gewiß ein Gedicht daraus geschaffen.“

Er blätterte eine Weile in seinem Buche und fuhr dann im Stegreif übersetzend fort: „Als das Volk von Egypten,“ erzählt der Geschichtschreiber, „einst von einem bössartigen Ausfaß, der den ganzen Leib ergriff, heimgesucht wurde, fragte der damals regierende König Bacchoris bei dem Drakel des Jupiter Ammon an, wie denn der Seuche Einhalt zu thun sei? Es wurde ihm befohlen, sein Königreich einfach von

den Ausfägigen zu säubern und diese in irgend einen fernen Erdstrich zu verbannen. Man veranstaltete eine genaue Bistation, trieb alle Ausfägigen zusammen und jagte sie in die Wüste. Als sie nun, schreibt Tacitus, durch ihre trostlose Lage in die größte Entmuthigung verfielen, ermahnte einer der Ausgetriebenen, Moses mit Namen, seine Leidensbrüder, weder von den Göttern, noch von den Menschen, die sie ja beide im Stich gelassen, Hilfe zu erwarten, sondern ihm zu folgen, der ihnen als ein Retter in der Noth gegeben worden sei. Moses Worte machten Eindruck und es folgten ihm alle, aber in der Wüste, ohne Speise und Trank, kamen sie dem Verschmachten nahe. Da plötzlich sahn sie in der Ferne einen Trupp wilder Esel, der einer bewaldeten Gegend zueilt. Moses gibt den Rath, diesen Thieren zu folgen und bald gelangt der Haufe der Unglücklichen an eine Quelle. Von diesem Tage an begann für sie ein besseres Loos.

Nachdem sie sechs Tage lang gewandert waren, gelangten sie am siebenten in ein Land, dessen Bewohner sie vertreiben, in dem sie sich niederlassen und Wohnungen und einen Tempel bauen.“

„Aber dankbaren Gemüths vergaßen sie der Esel nicht, die sie auf eine glückliche Fährte gebracht hatten. Ein goldener Esel wurde als Heiligthum im Tempel aufgestellt. Zum Gedächtniß aber der schändlichen Krankheit, an der sie gelitten, enthielten die Juden sich fortan ewig des Schweinefleisches, weil auch das Schwein der Krankheit unterworfen ist, an der sie gelitten hatten.“

Die Fülle des Wohlgefallens, mit welcher Heine diese Geschichte ablas, wollte nicht enden. Noch immer wiederholte er: „ein Esel im Tempel!“ und schüttelte sich vor Lachen. „Haben Sie aber auch bemerkt,“ fuhr er fort, „welche Rolle der Esel in der heiligen Schrift spielt? Denken Sie an den Esel Bileams, an die Esel Sauls.“

Auf einem Esel hält Christus seinen Einzug. Daumer hat nicht Unrecht, wenn er von einer Eselreligion der Juden spricht und nur das scheint mir unverschämt, daß er behauptet, überall wo die Esel aufräten, käme ein humanerer Geist in das starre Dogma. Die Humanität ist nie eine Sache der Esel gewesen.“

„Diese Erzählung des Tacitus,“ erwiderte ich, „hat ihr Pikantes, aber ich möchte um keinen Preis jene andere Tradition aufgeben, die uns das zweite Buch Moses von diesem Auszug entwirft. Welche Tragödie, durchzuckt von komischen Blitzen, wie sie in der Historie dieses Volks nie fehlen! Ist's Ihnen nicht auch so? Immer wieder in dieser heiligen Chronik verwandelt sich das furchtbare Antlitz Jehovahs in die Züge des alten Bekannten vom Trödelmarkt, der auf Pfänder leiht, und so ist es auch hier.“

„Sie meinen die Geschichte von dem Ausleihen der Juwelen und Geschirre?“ fragte

Heine. „Ach ja, das ist eine gute alte Geschichte und sie ist seitdem bei manchem Wohnungswechsel wiederholt worden. Damit Pharao das Volk fortlasse, wird ihm gesagt, daß es nur einen Ausflug gelte, um ein Festopfer in der Wüste zu halten, und der Herr spricht zu Mose: „Ich will noch eine Plage über Pharao und Egypten ausgießen, darnach wird er euch lassen von hinnen und wird nicht allein alles lassen, sondern euch auch von hinnen treiben.“

„So saget nun für dem Volke, daß ein Jeglicher von seinem Nächsten und eine Jegliche von ihrer Nächsten silberne und goldene Gefäße fordere, denn der Herr wird dem Volke Gnade geben im Egypterland.“

Nun folgt die ärgste der Plagen, jede Erstgeburt im Lande Egypten soll sterben: von dem ersten Sohn Pharao an, der auf seinem Stuhl sitzt, bis auf den ersten Sohn der Magd, die

hinter der Mühle ist, und alle Erstgeburt unter dem Vieh.

Es geschieht. Zwei Wochen später geht der Herr um, die Egypter zu plagen.

„Und um Mitternacht schlug der Herr alle Erstgeburt im Egypterland, von dem ersten Sohn Pharaos, der auf seinem Stuhl saß, bis auf den ersten Sohn des Gefangenen im Gefängniß und alle Erstgeburt des Viehes.“

„Da stand Pharao auf und alle seine Knechte in derselben Nacht, und alle Egypter und ward ein groß Geschrei in Egypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Todter wäre.“

„Und er forderte Mose und Aaron in der Nacht und sprach: Machet euch auf und ziehet aus von meinem Volk, ihr und die Kinder Israel, gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr gesagt habt.“

„Und die Egypter drangen das Volk, daß sie
Weißner, Heine.

es eilends aus dem Lande trieben, denn sie sprachen, wir sind alle des Todes.“

„Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moses gesagt hatte und von den Egyptern gefordert silberne und güldene Geräthe.“

„Dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben für den Egyptern, daß sie ihnen leiheten und entwandten es den Egyptern.“

„Also zogen aus die Kinder Israel von Raemes gen Suchoth, sechshunderttausend Mann zu Fuß, ohne die Kinder.“ (Mose II, 12.)

Mit lauter Stimme und etwas carrirter Würde hatte Heine dieses Citat gelesen, nun legte er das schwarzgebundene Buch wieder auf seine alte Stelle, auf das Nachttischchen an seiner Seite. Eine Weile schwieg er, dann sagte er in natürlichem Tone, wie aus seinen Gedanken heraus:

„Es ist doch Unrecht, daß wir so spotten! Wenn Israel sich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an seinen Bütteln rächt, — es nimmt

zur Entschädigung damit nur den millionsten Theil der Buße, die ihm gebührte! Seltsames Volk, das seit Jahrtausenden immer geschlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von seinem Gotte vergessen wird und doch so zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O! wenn Märtyrerthum adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, so ist dieses Volk adlig vor vielen andern. Lesen wir doch die Geschichte des Mittelalters, dieser klassischen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Ritterthums, es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandschätzungen und Massacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Christi, den durch ihre Religion gebildeten, immer mehr als unter den rohesten und wildesten Völkern, Polen und Hungarn, Beduinen, Chazygen und Mongolen! O, es ist doch ein schönes Ding um die Religion der Liebe!

Wissen Sie wohl, daß in Rom, in der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (von 1464 bis 1688) die Juden am letzten Carnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden bekleidet, ein Bettrennen abhalten mußten zur Ergözung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnißvollen Thieren in Verbindung, es liefen nämlich: 1. die Esel, 2. die Juden, 3. die Büffel, 4. die Berberpferde: man stieg von den niedrigsten und verächtlichsten Thieren zu den edelsten empor Sie hören, mein lieber Meißner, wie ich fast in einem Athemzuge die Juden verspottete und bemitleide; sie scheinen mir aber auch in der That ebenso lächerlich als ehrwürdig zu sein. Ich konnte mich ihnen ausschließlich nicht opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rieffer und Andere, ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein. Dieses habe ich mit allen Artisten gemein, welche nicht für enthusiastische

Momente schreiben, sondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, sondern für die Welt, nicht für einen Stamm, sondern für die Menschheit. Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre ebenso lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerksam durchblättern, so werden Sie manche Stellen finden, welche das hebräische Volk in Schutz nehmen, und wenn Sie nächstens wiederkommen, will ich Ihnen eine große Probe davon zeigen. Ich will Ihnen ein Gedicht, das ziemlich umfangreich ist und das erst in meiner nächsten Gedichtsammlung erscheint, vorlesen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern.“

Seine hatte die letzten Worte tiefernst gesprochen und war nachdenklich geworden. Aber als sollte das Lächeln, das eine Zeitlang vertrieben war, immer wieder den gewohnten Platz um seinen Mund in Besitz nehmen, setzte er scherzend hinzu: „Wenn uns in diesen nächsten Tagen der kleine Weill besucht, so soll Ihnen, lieber Freund, auch noch eine andere Probe meiner Pietät für den uralten Mosaismus gegeben werden. Weill war ehemals Vorsänger in der Synagoge, er besitzt eine metallreiche Tenorstimme und trägt die alten Wüstengesänge Juda's in ihrer ursprünglichen Reinheit der Tradition, von ihrer ganzen monotonen Einfachheit an bis zu der vollen Höhe alttestamentlicher Coloratur vor. Meine gute Frau, die gar nicht ahnt, daß ich ein Jude bin, wundert sich nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dies Tremoliren und Quinqueliren zu Ohren bekommt. Als Weill seine erste Piece vortrug, verkroch sich der Budel Minko

unter dem Sopha und Cocotte, der Papagei, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. „Monsieur Weill! Monsieur Weill!“ rief Mathilde ängstlich, „treiben Sie doch nicht allemal den Spaß zu weit!“ Weill fuhr fort. Die Gute aber wendete sich an mich und fragte dringend: „Henri, sage mir, was sind das für Lieder?“ — „Es sind unsere deutschen Volksgefänge“ erwiderte ich; ich bin bei dieser Aussage hartnäckig verblieben.“

VI.

Es war dies die Zeit, wo man allgemein von Heine's Bekehrung sprach. Diese meinten, er kehre im Geiste zum Christenthum, jene, noch abentheuerlicher, behaupteten, er kehre zum Judenthum zurück. Ein paar Stellen in den Vorreden zu neuen Ausgaben seiner Bücher und der Umstand, daß die Bibel oft auf seinem Tische zu sehen war, gaben den Anlaß zu diesen Gerüchten.

Wir sprachen selten über diesen Punkt, doch schien es mir in der That, daß religiöse Gedanken Heine'n damals vielfach beschäftigten. Es konnte dies bei einem Geiste, wie der seinige war, nicht anders sein. Wenn die Sonne der Poesie

und der Lebensfreude zu verblaffen anfängt an einem Horizonte und über einem Leben, in welchem sie ohnehin das einzige Positive waren, tritt das Mondlicht einer jenseitigen Glaubenswelt wieder hervor und beleuchtet mit unsicher zitterndem Scheine die öden Trümmer.

Aber ich fürchte, es erging Heine hierin wie mit allen andern Glaubensartikeln, die er im bunten Wechsel aufgriff, um mit ihnen zu spielen, und sie dann wieder bei Seite zu werfen. Mehr waren ihm die jenseitigen Gedanken damals noch nicht, als ein Amulet, oder eine rheumatische Kette, die ja auch ein Mensch versucht und braucht, der sonst nicht viel davon hält. Da ihm alle Aerzte nicht helfen können, läßt er nun die Quacksalber pfuschen; nur, um nichts unversucht gelassen zu haben.

Freilich! Wenn man auf einem jahrelangen Krankenbette liegt, ein unseliges Uebel frühschnell

unserer Thätigkeit ein Ende gemacht hat, da schweift die Phantasie gerne maßlos hinaus, und träumt gerne von einem zweiten Leben. Es ist überhaupt ein kolossaler, beinahe orientalischeschwelgerischer Gedanke, man werde dereinst nicht nur dies Sandkorn, die Erde, sondern auch Sonne, Mond und den ganzen Sternensplunder überdauern, in Gottes Schooß aufgehoben den Untergang der Welt mit ansehen und dabei das Gefühl einer unzertrümmerbaren Persönlichkeit retten und bewahren können. Ewig, überirdisch, ein Wesen mit Flügeln werden, nachdem man hier sein Lebenslang mühsam, vielleicht noch dazu mit frankem Gliedern und am Stocke wackelnd über die kleinen Unebenheiten dieses Erdballs kaum hinweggekonnt, das ist ein schöner, ein üppiger Gedanke, der Nonplusultra-Traum der egoistischen Persönlichkeit, und manchem frankem Gemüth mag er schon wohl gethan haben. So auch unserem Heine.

„Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehn!“
seufzte er. „Wissen Sie, wohin ich ginge?“

„Nein!“ erwiderte ich.

„Geradenwegs in die Kirche!“

„Sie scherzen!“ warf ich ungläubig ein.

„Nein nein! gewiß! in die Kirche!“ antwortete Seine. „Und wohin soll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehn könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabilie mitmachen!“

Eine andere Anekdote ist nicht minder charakteristisch. Eines Morgens, als ich zu ihm kam, lächelte er mich von Weitem an. „Ich habe heute,“ sagte er, „einen besonders tröstlichen Traum gehabt, beinahe eine Vision. Mir war's, als ginge ich in der ersten Morgenfrühe über den Cimetière Montmartre, auf den ich mich auch einst bestatten lassen will und zwar darum, weil er geräuschlos ist und man dort viel weniger gestört wird, als

auf dem Pere la Chaise. Die Leichensteine erglänzten in der aufgehenden Sonne und siehe, vor jedem Steine stand ein Paar blank gewichster Schuhe, Stiefelchen oder Stiefeln, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Fräuleins oder Männer waren. Es war wie in einem großen Hotel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen, und das Schuhwerk besorglich und bescheiden hingestellt. Noch schlummerten sie alle unten in ihren Grüften, die blank gewichsten Stiefeln aber glänzten prächtig, wie von Engeln gewichst, und das ganze Bild schien zu sagen: Ja, wir werden Alle wieder aufstehen und einen neuen Lebenslauf beginnen.“

So sah Heine damals als Betbruder aus.

VII.

Zu den Gestalten, die sich für den, der sich um Heine interessiert, zunächst um ihn gruppieren, gehört vor Allen seine Mutter.

Wir begegnen ihr zuerst im Buch der Lieder, wo ein paar recht wilder und troziger Sonetten ihr gewidmet sind, dann auf's Rührendste erwähnt in dem Gedicht „Nachtgedanken“, das unter den neuern Gedichten steht. Alle Welt kennt es:

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen —
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst,
Die alte Frau hat mich behert,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Und wie das Muttersherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn,
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein ferngesund Land,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werb' ich es immer wiederfinden!

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
 Wenn nicht die Mutter dorten wär'.
 Das Vaterland wird nicht verderben,
 Jedoch die alte Frau kann sterben!

Und so meinte ich auch, müsse es gekommen sein. Ich konnte mir nicht recht denken, daß die „alte Frau“, zu der der Sohn im Winter 1844 die ereignißvolle Reise unternahm, die wir in jenem phantastischen „Wintermärchen“ beschrieben finden, noch am Damnthore wohne, im Zimmer, das er uns so treulich beschrieb. Damals, als er nach dreizehnjähriger Abwesenheit so unerwartet eintrat, schlug sie die Hände zusammen und rief:

Mein liebes Kind, wohl zehen Jahr
 Verfloßen unterdessen —
 Du wirst gewiß recht hungrig sein,
 Sag' an, was willst du essen?

Aber seitdem war abermals eine lange Zeit verfloßen und „eine alte Frau kann sterben.“

Um so mehr war ich erstaunt, als ich, eines Abends bei Heine eintretend, eben dazu kam, als er seinem Sekretär einen Brief diktierte und auf meine Frage, an wen er schreibe, erwiderte: an meine Mutter!

„So lebt sie noch,“ fragte ich, „die alte Frau, die am Damnthor wohnt?“

„Ach ja,“ sagte er, „zwar alt und krank und gebrechlich, doch noch immer das warme Mutterherz.“

„Und Sie schreiben ihr oft?“

„Regelmäßig jeden Monat.“

„Wie muß sie Ihres Zustandes wegen unglücklich sein!“

„Meines Zustandes wegen?“ antwortete Heine. „O, was das betrifft, herrscht zwischen uns ein eigenthümliches Verhältniß. Meine Mutter hält mich für so wohl und gesund, als ich damals war, als ich sie zuletzt sah. Sie ist alt und liest keine Zeitung; die wenigen alten Freunde,

die sie besuchen, sind in ähnlicher Lage. Ich schreibe ihr oft, so gut ich's kann, in heiterer Laune, erzähle ihr von meiner Frau, sage ihr, wie gut ich es habe. Da es ihr auffällt, daß nur die Unterschrift von mir ist, und alles Uebrige von der Hand des Sekretärs, so heißt es immer, daß ich etwas Augenleiden habe, das bald vergehen werde, mich aber verhindere, selbst Alles zu schreiben. Und so ist sie glücklich. Daß übrigens ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich bin, das glaubt ohnehin keine Mutter.“

Seine schwieg und ich sah mit bewegter Seele zu, wie er seinen, mit tröstlichem Bericht und erkünstelter Heiterkeit erfüllten Brief versiegeln und zur Post abgehen ließ.

Dieser Sohn, der auf langwierigem Marterbette mit frommem Betrug seine Mutter über seine Leiden täuscht und diese Mutter, die in der Abgeschlossenheit hohen, hohen Alters vermuthlich

sterben wird, ohne über den wahren Zustand ihres Sohnes die schreckliche Wahrheit zu erfahren — die außer ihr die ganze Welt kennt — sie sind in ihrem Verhältniß zu einander ein ganzes Gedicht!

VIII.

Man wird nun fragen: wie war Madame Heine? Wie war Heine's Ehe? Ich glaube darauf mit Bestimmtheit antworten zu können. Man kann der Ansicht sein, daß der Dichter anders hätte wählen sollen, aber man muß gestehen, daß seine Ehe eine eigenthümliche und poetische war.

Er hatte mit seiner Frau — Crescence Mathilde Mirat ist ihr vollständiger Name — mehrere Jahre gelebt, ohne mit ihr verheirathet zu sein. Es war eins jener Bündnisse, die in Paris so häufig vorkommen, daß sie in den Augen der Welt beinahe legitimirt sind und *menages parisiens* genannt werden. Unzählig sind — be-

sonders bei Künstlern — die Ehen dieser Art; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimirten Frau und nur die vertrautesten Freunde wissen, daß der kirchliche Segen und der bürgerliche Contract fehlt. Erst nach Jahren, meist wenn Kinder geboren werden und die Eltern noch enger an einander fetten, wird die kirchliche Sanction nachgeholt und man sagt dann mit Beranger, der in ähnlicher Art jahrelang mit seiner vielbesungenen Lisette lebte:

Ces deux epoux ont mis enfin

De l'eau beni dans leur vin.

Seine hatte keine Kinder, dafür trat ein anderer Anlaß ein, daß er die Ehe in strengster Form legitimirte. Es war das Duell mit Herrn S. . . . Damit Mathilde nicht unversorgt bleibe, damit seine Verwandten sie bedächten, wosern er auf dem Plage bliebe, heirathete er sie. Es mochte für den Verfasser der freien Liebe ein schwerer Schritt sein, er that ihn doch und unter eigen-

thümlicher Form. Er lud zur Hochzeit nur solche Freunde ein, die in ähnlichen Ehebündnissen lebten, um sie durch das Beispiel, das er gab, zu bewegen, auch wie er diesen allerletzten Schritt zu thun, ja nach der Tafel forderte er sie dazu in einer humoristischen Anrede auf. Es war eine Gesellschaft der geistreichsten Schriftsteller und Künstler, aber leider auch unverbesserlicher Junggesellen. Ich weiß nicht, ob ein Einziger, durch Seines Exempel und Rede gerührt, sich bekehrte.

Mathildens Gemüth war das naivste, das sich denken läßt und ihr Zeitvertreib der harmloseste. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Paulinen, ihrer Gesellschafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in den Champs elisées machen und dann erzählen, was sie gesehn — das war ihr Leben. Seine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre

immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Crucifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu sagen — und hatte Recht.

Fortwährend neckte er sie und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergözte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Comödie, bis Mathilde ihr Mißverständniß merkte und Beide sich unter Lachen umarmten. „Ich werde,“ sagte er einst sehr ernsthaft, „nach meinem Tode Mathilden Alles, was ich besitze, hinterlassen, aber nur unter einer unabänderlichen Clausel.“

„Ach, wie kannst du von solchen Dingen reden!“ rief Mathilde.

„Was ist die Clausel?“ fragte ich.

„Daß sie sich ungesäumt wieder verheirathen muß.“

„Welche bizarre Idee!“

„Ja wohl,“ fuhr Heine fort, „du sollst einen Mann nehmen! So wird doch Jemand da sein, der einige Male des Tages meinen Hingang aufrichtig beklagt.“

Heine war nicht eifersüchtig und hatte gewiß auch keine Ursache es zu sein, aber er sah Mathilden doch nicht ohne Sorge allein in diesem Babel: Paris. Er entlud sich dieser Angst in Gedichten und in kurzen halberstickten Ausbrüchen. „Ach!“ seufzte er, „was kann ich thun! Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männern concurriren?“

Manchmal steigerte sich diese Unruhe so, daß er klagte. „Ich war gestern,“ sagte er zu

einer Freundin, die ihn besuchte, „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen, um vier Uhr zurück zu sein. Es wird halb fünf, sie kommt nicht. Es wird halb sechs, sie kommt nicht. Es wird halb sieben, sie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächst. Sollte sie des Kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und lasse fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“

Seine hatte in den letzten Jahren sogar zwei Wärterinnen nöthig, so viel gab es, beinahe ununterbrochen, bei dem Kranken zu thun. Es ist von selbst verständlich, daß die Hilfe seiner Frau

dadurch überflüssig wurde. Dessenungeachtet faß sie an seinem Lager, hielt seine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in seinem Schmerz noch schelmisch, verfluchte sie mit halbunterdrücktem Lächeln oft auf's Bosserlichste.

„Ach was war das gestern für eine Nacht!“ rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Kaze ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein bißchen geblutet. Da war der Jammer los, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Kaze die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht.“

Und wie sein ironischer Geist nie ruhte, so war Heine, trotzdem er seine Frau liebte und von ihrer Treue überzeugt war, doch unerschöpflich in Erzählungen von der Unbeständigkeit und Un-

treue jener lieblichen Geschöpfe „die wir anbeten und die uns verrathen.“

„Heirathen Sie nie, lieber Meißner,“ sagte er mir einmal mit einem tiefen Seufzer. „Eine treue Frau ist die größte Seltenheit auf Erden und ist es von jeher gewesen. Die ältesten Schriftsteller führen uns schon erbauliche Historien zur Warnung an. Warum beachten wir sie so wenig? Kennen Sie die Geschichte vom König Pheron, dem Sohne Sesostris, dem Sohne Ramses? — es erzählt sie Herodot in seinem zweiten Buche, genannt Euterpe.“

„Erzählen Sie mir sie, wenn ich sie auch kennen sollte,“ erwiderte ich.

„Pheron, ein König von Aegypten,“ begann Heine, „war von den Göttern mit Blindheit geschlagen worden, weil er in den Strom des heiligen Nil einen Pfeil abgeschlossen hatte. Er wandte sich, um die Mittel seiner Heilung zu

erfragen, an die Drafel und erhielt die Antwort, daß er, um wieder sehend zu werden, sich die Augen mit dem Wasser einer Frau waschen solle, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Pheron that, wie ihm geboten, er wusch sich täglich mit dem Wasser einer Anderen, wusch sich zehn Jahre lang und blieb zehn Jahre blind. Er badete die Augen sogar im Wasser seiner eigenen Gemahlin, der Königin — er blieb blind. Da versammelte er die ungetreuen Weiber alle in der Stadt Grythrebolos und ließ sie verbrennen. Endlich sandte er hinaus in die Vorstädte, wo das ärgste Volk wohnte und man schickte ihm den Urin einer Tänzerin. Er hatte sich kaum damit die Augen gewaschen, als der Staar von ihm abfiel. Da weihte Pheron reiche Gaben den Göttern, er ließ auf dem Markte von Memphis einen Obelisk aufstellen, an hundert Fuß hoch und acht Fuß breit, aus einem Stücke. Die Tänzerin aber ernannte er zu seiner Gemahlin. Das

ist eine Geschichte, die ich nie ohne Wehmuth gelesen habe — wir denken ja so gut von den Sitten unserer Voreltern — und so oft ich über den Platz de la Concorde gegangen und den röthlichen Granit im Glanz der Abendsonne schimmern sah, fiel es mir bei: Du bist vielleicht der Stein, der gesetzt wurde von dem armen blinden König Pheron zum Ruhme und zum Andenken der einzigen Treuen, die er unter Tausenden gefunden!“

Aber dies waren nur Blitze einer mit Gegensätzen spielenden Natur oder vielmehr: ich glaube, Seine sah in seiner Frau selbst jenes Kind der Vorstädte, das er treuer erfunden als die ehrsamsten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daß der Poet seine Mathilde mehr geliebt als jedes andere Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und sie für den Rest ihrer Tage sicher

zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, daß er in den Tagen seines Glückes zu wenig gewirksamhaftet und Nichts zurückgelegt und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er noch seine letzten Kräfte zur Arbeit an und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugniß von einer Sorgfalt, die sich über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Concerte, lächelte so oft sie ihm entgegen kam und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprocessen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie etwas gewußt, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang zur Seite gestanden. Er pflegte lachend zu sagen, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen. Man sollte glauben, es hätte

ihn verstimmen oder verletzen müssen, nein, es amüsirte ihn nur!

Für Frau Mathilde war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war, er war ihr aber, was alle Welt läugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Wiße und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn selbst wird sie heute eben so wenig zu erzählen wissen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt, aber sie wird sich unermesslich allein, hilflos und verlassen fühlen und einzig in der Erinnerung leben.

IX.

Es kam die Zeit heran, von Paris zu scheiden. Es war ein heller, sommergleicher Tag im Spätherbst, ein hellblauer wolkenloser Himmel lag über der lachenden Stadt und dem Gewühl ihrer Gassen. Ich verließ mein Hotel im „Quartier der Lateiner“ und schritt über den Pont neuf dahin, von dessen Höhe aus sich die Cité mit ihren Thürmen und Zinnen so phantastisch ausnimmt, wandelte den Quai entlang, unter dem der Strom mit tausend Lichtern glitzerte, und befand mich wieder im Tuilleriesgarten, der mir mit seinen duftigen Blumenbeeten und Bassins, mit seinen schattigen Kastanienalleen und seinen marmornen Statuen so lieb und theuer geworden

war. Da wogte ein Gewühl von Menschen, schönen Herren und hübschen Damen; Kindermägde ließen sich von stattlichen Soldaten den Hof machen; kleine Mädchen schlugen Ballon, Knaben ließen kleine Schiffe auf der Wasserfläche des Bassins fahren, — es war das unendliche, stets erneuerte und nie verlegende Leben des Ortes und dazu blies der marmorne Pan die Schalmei, die er seit hundert Jahren trotz aller Revolutionen nie aus der Hand gegeben und Spartakus ballte, ein starrer Oppositionsmann, seine Faust gegen den Palast der Tuilleries.

Abermals ergriff mich die unendliche Schönheit dieses Ortes. Ich dachte der Personen, die ich so oft hier erwartet, der Freunde, mit denen ich so oft hier gewandelt, und mir ward weh zu Muth. Ich sah hinauf zu dem hellblauen Himmel, der durch das Zelt der Kastanienbäume so lieblich herabschimmerte, aber er verdüsterte sich nicht, mich zu trösten.

Da schlug die Glocke vier und mahnte mich zur Eile. Ich erinnerte mich, daß ich in der Rue de Castiglione noch einen Landsmann zu besuchen habe, und schritt aus dem Garten hinaus.

Der Freund war nicht zu Hause. Hastig griff ich in der Loge des Portiers nach einem Blatt Papier und einer Feder, und schrieb ein paar Worte des Abschiedes. Als ich die Worte überlas, mußte ich lächeln. Ich hätte nicht anders schreiben können, wenn ich auf dem Punkte gestanden hätte, mir das Leben zu nehmen. „Es muß sein — ich scheid' aus dieser herrlichen Welt,“ so ungefähr hatte ich geschrieben. Das ganze Leben wohl eines Sterbenden stand vor mir, und doch hatte ich, ohne einen Scherz im Sinne zu haben, nur geschrieben, wie mir um's Herz gewesen. — Die, welche in Paris gelebt hatten und dann plötzlich abreisen mußten, werden mich begreifen.

Mein letzter Gang war, die Rue de Milan hinan, zu Heinrich Heine. Ich fand ihn aufrecht

im Bette sitzend, beschäftigt, die lyrischen Gedichte des Romancero zu ordnen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen,“ sagte er, „Sie kommen, Abschied zu nehmen. Lassen Sie ihn kurz sein; jeder Abschied erschüttert jetzt meine Nerven. Wie werde ich allein sein, wenn Sie fort sind!“

„Wir werden uns wiedersehen,“ sagte ich.

„Ich glaube es kaum,“ erwiderte er. „Diese Vorrede des Todes hat nun schon zu lange gedauert. Sie kann nicht ewig währen, und mehrere Bände stark werden. Plötzlich, mitten in der spannendsten Periode wird mein Leben abbrechen, wie manches schöne Capitel in meinen Büchern. Leben Sie wohl! ich könnte Ihnen beinahe zürnen, daß Sie mich aus der gespensterhaften Ruhe gestört haben, in der ich liege, und in der ich meistens von der kommenden Stunde nur das weiß, daß ihrer vierundzwanzig einen Tag geben. Doch nein, seien Sie gedankt für die Stunden,

welche Sie an meinem Bette zugebracht haben, seien Sie innig gedankt! Ich werde nun wieder recht einsam sein.“

Ich sah ihn an. Thränen standen in seinen Augen. Thränen in Heine's Augen — in den Augen des Mannes, den die Welt so oft als herzlos gescholten! Ich konnte nicht widerstehen, unbezwingbare Rührung ergriff mich — — —
 — — — — Ewig unvergeßlich steht dieser Augenblick vor meiner Seele. Ich faßte seine Hand und drückte sie fest.

„Möge das endlose Sterbelied des Schwans der Rue d'Amsterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben!“ flüsterte der Kranke und wandte sich ab.

Ich ging und wie die Bilder einer Phantasmagorie flogen die Menschen und Häuser an meinen aufgeregten Sinnen vorüber. —

Eine Stunde später saß ich in der Ecke des Eisenbahnwagens und sah mich mit Dampfes-

schnelle losgerissen von der Stadt, wo ich so glückliche Tage verbracht. O wie ein schadenfroher Dämon schnaubte und pustete die Locomotive, dies eherne Roß, das von Kohlen lebt und keine Ruhe kennt, das des Morgens im Süden aufbricht und des Nachts im Norden an der Krippe steht. Wenn es rastet, wie weit bin ich, wie fern!

Der Tag war, meiner Stimmung gemäß, plötzlich grau und trüb geworden, und lagernde Wolken am Horizont schienen böses Wetter bringen zu wollen. Paris, ein Meer von Zinnen und Thurmspitzen, verlor sich allmählich, nur die Ausläufer der Vorstadt umgaben mich, auf der Höhe des Montmartre drehten sich wie angstvoll die wirbelnden Windmühlflügel. Leb wohl! Leb wohl! —

Ja, „Lebe wohl!“ Ein so kurzes Wort thut Alles ab, alle peinlichen Zuckungen des Schmerzes, der Entsagung, der Muthlosigkeit!

O wie viele Lebewohl waren in diesem Einen enthalten! Lebewohl den Orten, wo ich so glücklich gewandelt, Lebewohl der Geliebten, für die ich mit allen Gedanken einer begeisterten Brust geschwärmt, Lebewohl dem letzten Stücke Jugend, Lebewohl so Vielem, das ich nie mehr wiedersehen und nie verschmerzen lernen werde! Ich halte meinen Schmerz an mich, doch jeder Ruck des Wagens hallt schmerzlich in meinem Gehirn wieder. Leb wohl!

Die Locomotive thut einen gellenden Schrei. St. Denis zeigt sich in der Ebene mit seinen Thürmen und verschwindet wieder, kaum gesehen! Ein anderer Pfiff! Nun kommt Enghien mit seinem lachenden Park und dem buschumsäumten See, auf dem ich in schwankender Gondel mit heiterer Gesellschaft das Ruder geführt. Das Auge schweift zu den wohlbekanntem Hügeln empor; dort liegt Montmorency mit seinen anmuthigen Waldhöhen und seinen weißen Villas —

Noch einmal denke ich an Heine. Es war schön in seiner Villa Umbrosa, die allabendlich von Nachtigallen tönte. Aber das Dampfroß trägt mich vorbei. Leb wohl! Ich werfe mich, um nichts mehr zu sehen, was Erinnerung weckt, in die Ecke zurück, — ärger und ärger stöhnt und pufst das ehern dahinrollende Schicksal — — — ich glaube in ein Exil hineinzufahren.